

der Universität von Massachusetts. Sie begann ihre 40jährige Tätigkeit im Dienst am Menschen und in der Jugendfürsorge mit der Arbeit für obdachlose und gestörte Kinder und deren Familien im Nazareth Child Care Center in Boston; 1958-1971 Leiterin der Jugendfürsorgestellen in Boston, Rhinebeck, New York und New York City; 1971 schloß sie sich der Brooklyn Catholic Charities an, wo sie viele Aufgaben in den Bereichen Psychiatrie, Jugendfürsorge und gemeinnützige Arbeit wahrnahm (gemeinnützige Arbeit wird auf Anordnung eines Gerichts anstelle der Strafe über einen jugendlichen Straftäter verhängt, Anm. des Übersetzers); 1981 Provinzialin der Vinzenterinnen («Töchter der Nächstenliebe des hl. Vinzenz von Paul»). In ihrer sechsjährigen Tätigkeit als Provinzialin war sie für die Arbeit ihrer Kongregation in elf nordöstlichen Bundesstaaten

verantwortlich; 1987 stellvertretende Geschäftsführerin der Brooklyn Catholic Charities, wo sie u.a. für ein Netz von Dienststellen in Queens County mit über 800 Mitarbeitern und einem Jahresetat von nahezu 40 Mio. US-Dollar verantwortlich war. Schwester Mary Rose lebt immer noch in ihrer Kommunität in der Bedford-Stuyvesant Sektion von Brooklyn. Seit September 1990 ist sie Präsidentin der Covenant-House-Einrichtung. Seit der Gründung dieser Einrichtung 1968 kamen über 200.000 junge Menschen an ihre Türen, um der Qual eines Lebens auf der Straße - und damit der Einsamkeit und Ablehnung, dem Hunger und Schmerz - zu entgehen. Die Jugendfürsorgeeinrichtung, die Schwester Mary Rose leitet, beherbergt etwa 1500 notleidende Jugendliche. Anschrift: Covenant House, 346 W. 17th Street, New York NY 10011-5002, USA.

Don Browning

Wie die Familie zum «liberalen Anliegen»¹ in den USA wurde

In der politischen Kultur der USA hielt man die Familie jahrelang für ein Anliegen der Konservativen. Die beiden Republikaner Ronald Reagan und George Bush wurden zu Präsidenten gewählt, weil sie sich lautstark für die Werte der Familie einsetzten. Sie appellierten mit Erfolg an Konservative, christliche Evangelikale, Fundamentalisten und konservative Katholiken. Ihre beredte Betonung der Familie half ihnen, das höchste Amt des Landes zu bekommen.

Im Jahr 1992 schlug diese Strategie allerdings fehl. Dan Quale, der Kandidat für das Amt des Vizepräsidenten, versuchte noch einmal, sie in seiner berühmt gewordenen «Murphy-Brown»-Rede anzuwenden. Murphy Brown, eine von Candice Bergen gespielte Nachrichtensprecherin in einer Fernsehserie,

hatte sich entschlossen, ein Kind zu bekommen, ohne verheiratet zu sein. Dan Quale kritisierte die Murphy-Brown-Serie und die Fernsehindustrie insgesamt, weil sie die Werte der Familie aushöhlten und die Bedeutung beider Eltern für die Familie untergruben. Dieses Mal jedoch bewirkte die republikanische Beschwörung familiärer Wertvorstellungen das Gegenteil. Es gelang Bill Clinton und Al Gore, die rhetorische Betonung der Familienwerte als Masche bloßzulegen, um den brennenden Fragen in Wirtschaft, Gesundheitsfürsorge und Sozialreform auszuweichen. Bush und Quale verloren die Wahl, und für eine kurze Zeit sah es so aus, als ob das Anliegen der Familie von der politischen, kulturellen und religiösen Tagesordnung in den USA verschwinden würde.

Dieser Eindruck sollte sich bald als falsch erweisen, denn mittlerweile wurde die Familienfrage tatsächlich zu einer liberalen Frage. Treffender könnte man vielleicht sagen, sie wurde zu einer neo-liberalen Frage. Seit zwei Jahren erlebt die politische Kultur der USA eine bedeutende Neuorientierung, und die Familienfrage steht im Mittelpunkt neuer Gespräche und neuer Bündnisse. Warum ist dies geschehen?

Die Familie als Anliegen der Konservativen

In den 70er und 80er Jahren hielt man die Familie aus mancherlei Gründen für ein Anliegen der Konservativen. Zunächst wurde die Familie sowohl in der kirchlichen als auch in der politischen Kultur als eine ausschließlich private Angelegenheit angesehen. Der Sieg der Bürgerrechtsbewegung bereitete den Boden für die religiöse wie auch die politische Kultur. Das Ende der institutionalisierten Rassendiskriminierung wurde durch die Entscheidungen des höchsten Gerichts, durch die Gesetzgebung und durch die staatliche Durchsetzung der Gesetze herbeigeführt. Es geschah nicht dadurch, daß jeder einzelne Mensch bekehrt wurde. Aus diesem Grunde erschien es mit einem Male logisch, alle möglichen gesellschaftlichen Veränderungen von oben nach unten in Gang zu setzen, und zwar auf der Ebene einer umfassenden Veränderung der sozialen Systeme statt auf der Ebene des Individuums und der Familie. Diese nachdrückliche Hervorhebung eines umfassenden gesellschaftlichen Wandels stimmte auch mit dem Marxismus und seiner Betonung der Klassenrevolution und radikaler Veränderungen der Produktionsverhältnisse überein. Eine ähnliche Akzentsetzung findet sich in der Befreiungstheologie, die in der Tat einen entscheidenden Einfluß auf die Führung der liberalen Kirchen in den USA hatte. Ein Jahrzehnt lang, bevor die Republikaner «die Werte der Familie» als Wahlthema aufgriffen, glaubte die liberal-religiöse wie auch die liberal-politische Führung, daß Familienprobleme hauptsächlich soziale, im System begründete Probleme seien, das heißt das Resultat von Diskriminierung, unangemessener Verteilung des Reichtums und Mangel an Zugang zu den Bildungsgütern und Berufschancen der Gesellschaft. Falls es Familienprobleme gäbe (und viele zweifelten daran), dann würden staatliche Politik, Wohlfahrt und universale Bildung sie allmählich ausmerzen. Die Betonung der «Werte», die die Familie zusammenhalten, war gewissermaßen eine Antithese der Konservativen zu einer vorausgegangenen These der Liberalen. Diese These besagte, daß gesellschaftliche Bedingungen und nicht die Wertvorstellungen des einzelnen oder der Familie die

wichtigen variablen Größen seien, die die Gesundheit der Familie und der Kinder beeinflußten.

Der Dialog zwischen Neo-Liberalen und Neo-Konservativen

Diese Beschreibung könnte noch erweitert werden, aber das bisher Gesagte sollte ausreichen, um zu verdeutlichen, wie sich die Diskussion verändert hat. In seinem Buch *Culture Wars* aus dem Jahre 1990 bezeichnete der Soziologe James Davison Hunter die Parteien in der Debatte über die Familie als orthodox oder konservativ und liberal oder progressiv. Von 1992 bis zu den Novemberwahlen 1994 entwickelte sich eine Diskussion in einem neu gebildeten Kreis von Personen in politischen, kulturellen und religiösen Führungspositionen, die sich um Konsens bemühten. Diese Diskussion wurde von einer neuen Gruppe «Neo-Liberaler» und einer neuen Gruppe «Neo-Konservativer» geführt. Damals waren Neo-Liberale Liberale, die noch daran glaubten, daß staatliche Intervention in den Bereichen Familie, Bildung und staatliche Fürsorge für die Überwindung von Armut, Diskriminierung und Ungerechtigkeit erforderlich sei. Eben diese Neo-Liberalen glaubten auch, daß kulturelle Werte wichtig seien, also daß die Werte, die Menschen der Familienbildung und -erhaltung und der Bedeutung der Kinder beimessen, für das Gemeinwohl entscheidend seien. Zu den Neo-Liberalen zählten der *Democratic Leadership Council*, die von Amitai Etzioni, Mary Ann Glendon und Jean Bethke Elshtain geführte *Communitarian Movement*, die Leitung des *Institute for American Values*, William Galston (damaliger Stellvertretender Berater des Präsidenten Clinton für die Innenpolitik) und Clinton selbst. Zu der Zeit war es schwierig, einflußreiche Kirchen zu finden, die ausgesprochen neo-liberale Ansichten bezüglich der öffentlichen Politik vertraten, und das ist heute auch noch der Fall.

In jenem Zeitraum war es manchmal schwierig, in der Familienfrage Neo-Liberale von Neo-Konservativen zu unterscheiden. Aber im großen und ganzen neigten Neo-Konservative eher dazu, in ihrer Diagnose der Familienpro-

blematik die Aufweichung kultureller Werte zu betonen. Sie standen staatlichen Lösungsversuchen auch skeptischer gegenüber als Neo-Liberale. Aber genau an dieser Stelle hatte sich der Wandel vollzogen. Es bildete sich eine Gruppe ehemals konservativer Einzelpersonen und Institutionen, die eine Vielzahl staatlicher Unterstützungen für die Familie vorschlugen, von denen einige ziemlich kostspielig waren.

Ein gutes Beispiel hierfür ist der konservative *Family Research Council*, der früher (heute jedoch nicht mehr) der programmatische Flügel des *Focus on the Family* des christlichen Psychologen James Dobson war. Diese konservative Denkfabrik hat eine Reihe von Steuererleichterungen vorgeschlagen, um Familien mit Kindern zu unterstützen, Familiengründungen zu fördern und armen Familien mit beiden Elternteilen zu helfen. Sie war weniger an direkter Leistung von Sozialhilfe als an Steuererleichterungen für Familien interessiert, die die Unabhängigkeit von der sozialen Fürsorge fördern und Arbeitsstellen sichern sollten. In der gleichen Zeit, in der einige Neo-Konservative über neue Formen staatlicher Unterstützung außerhalb der direkten Leistung von Sozialhilfe nachdachten, verloren viele Neo-Liberale ihren Glauben an die traditionellen Wohlfahrtsprogramme. Um es kurz zu sagen, zwischen Neo-Liberalen und Neo-Konservativen begann sich eine Annäherung abzuzeichnen, wobei die Neo-Liberalen kulturelle Werte und die Neo-Konservativen die Notwendigkeit staatlichen Engagements zugunsten der Familie ernster nahmen.

Diese vorsichtige Annäherung enthielt ein wahrhaft überraschendes Moment: beide, Neo-Liberale wie Neo-Konservative, behaupteten, daß die Regierung bei der Familienfrage über moralische Neutralität hinausgehen und eine öffentliche Familienethik vertreten müsse. In den politischen Reden der Neo-Liberalen wie Clinton und Galston wie auch der Neo-Konservativen wie des *Family Research Council* ließ sich eine neue moralische Sprache erkennen, in der die Bedeutung der intakten Familie, der Vorrangstellung der Kinder, des Vaters für die Familie und der väterlichen Verantwortung zum Ausdruck kam und die moralische und praktische Notwendigkeit deutlich wurde, Schwangerschaften im Jugendalter und unehe-

liche Kinder zu verhüten. Beide Gruppen rangen vernehmlich darum, kreativere und weniger abhängigkeits erzeugende staatliche Maßnahmen zu entwerfen, die allen Familien, in denen es um das Wohl der Kinder ging, zugute kommen sollten. Seit den republikanischen Wahlsiegen im November 1994 haben jedoch konservativere Kräfte dieses zerbrechliche Bündnis zwischen Neo-Liberalen und Neo-Konservativen ausgehöhlt – zumindest für den Augenblick. Auf die Dauer könnte aber dieses kreative Bündnis wiedererstehen und zu einer praktikableren Lösung der Familienkrise führen, der sich die amerikanische Gesellschaft gegenüber sieht.

Warum sich Liberale für die Wertfrage interessierten

Warum interessierten sich plötzlich politische Liberale für die Struktur und die Erhaltung der Familie, die Erneuerung der Ehe und die Senkung der Scheidungsrate? Darauf gibt es zumindest zwei Antworten: 1) zunehmende Beweise für die Verschlechterung der Gesundheit und der wirtschaftlichen Lage von Kindern und alleinerziehenden Müttern, und 2) die wachsende Gewalt bei Kindern von Alleinerziehenden und aus zerrütteten Familien.

Der schwerstwiegende Faktor, der diese Meinungsänderung mitbewirkt hat, ist die Tatsache der wachsenden Armut alleinstehender Mütter und die zunehmend beeinträchtigte geistige und körperliche Gesundheit der Kinder. Für diese Entwicklung gelten heute zunehmende Scheidungsraten und uneheliche Kinder als naheliegende Gründe. Nehmen wir die Ehescheidung: In den 70er und 80er Jahren stieg die Scheidungsrate in den USA erheblich; sie liegt jetzt bei ungefähr 50% und wird voraussichtlich noch steigen. Erst ab der Mitte der 80er Jahre begriffen Amerikaner und Amerikanerinnen aufgrund der Forschung von Lenore Weitzman und Greg Duncan, daß die Scheidung für Mütter und ihre Kinder von einem schroffen wirtschaftlichen Absturz begleitet ist – eine Einbuße von etwa 30% im ersten Jahr nach der Scheidung gegenüber einem Gewinn von 15% für geschiedene Männer. Etwa 10% der weißen Kin-

der und 14% der schwarzen Kinder, deren Eltern sich trennten, sanken laut einer Studie im darauffolgenden Jahr unter die Armutsgrenze.

Wenn wir die Auswirkungen, die Ehescheidung und uneheliche Kinder mit sich bringen, zusammennemen, sehen die Fakten noch düsterer aus. 45% der Familien mit Kindern unter achtzehn, denen Frauen allein vorstehen, sind arm, verglichen mit 7% der Familien mit Kindern und beiden Eltern. Im großen und ganzen unterstützen geschiedene Väter ihre Kinder in den USA weder finanziell noch emotional besonders gut. Das vom Vater gezahlte Kindergeld beträgt nur 10% des Einkommens getrennt lebender und alleinerziehender Mütter und 13% des Einkommens geschiedener Mütter. Obendrein verbringen geschiedene Väter wenig Zeit mit ihren Kindern. Nach einer im Jahre 1981 durchgeführten Untersuchung sah nur eines von sechs Kindern den eigenen Vater einmal in der Woche, und fast die Hälfte hatten ihre Väter in den zurückliegenden zwölf Monaten überhaupt nicht besucht.

Sinkender wirtschaftlicher Wohlstand, fehlende Aufmerksamkeit der Väter und zunehmender Streß der armen und überarbeiteten Mütter – aus all diesen Faktoren resultiert der Zerfall der geistigen und körperlichen Gesundheit der Kinder in den USA. Eine im Jahre 1988 vom *Department of Health and Human Services* durchgeführte landesweite Untersuchung ergab, daß 20% der Kinder zwischen drei und siebzehn Jahren Entwicklungs-, Lern- oder Verhaltensstörungen hatten. Im Alter von zwölf bis siebzehn Jahren hatte eines von vier Kindern eines dieser Probleme, und bei Jungen war die Rate einer von dreien. Der Bericht machte hauptsächlich den Zerfall der intakten Familie für diese Entwicklung verantwortlich. Andere Anzeichen für das Wohlbefinden der Kinder sind ebenso entmutigend. Der Wirtschaftswissenschaftler Victor Fuchs und seine Kollegin Diane Reklis berichten, daß sich von 1960 bis 1980 die Selbstmordrate bei Jugendlichen verdreifachte, standardisierte Testergebnisse sanken und Fettsucht und damit verbundene Symptome wie Hypertonie, psychosoziale Probleme, Erkrankung der Atemwege und Diabetes zunahmen. Der Zu-

sammenhang zwischen Jugendkriminalität und zerrütteten Familien wurde auch deutlicher. Louis Sullivan, ehemaliger Leiter des *US Department of Health and Human Services* berichtete, daß über 70% der jungen Männer in den Gefängnissen aus Familien kommen, in denen der Vater fehlte.

Der große Wandel im liberalen Konsens

Diese Tatsachen lasteten auf dem Gewissen fast aller Menschen, denen am nationalen Wohl gelegen war. Sie belasteten auch das Gewissen vieler Liberaler, die sich in hohem Maße für soziale Gerechtigkeit einsetzten. Was hatten diese Fakten zu bedeuten? Trafen sie zu? Resultierten sie aus einer neuen, im Wandel begriffenen, ja sogar korrupten Skala individualistischer und egoistischer Werte? Oder waren sie auf sich verändernde wirtschaftliche Bedingungen und ungerechte soziale Praktiken zurückzuführen? Oder war beides dafür verantwortlich?

Es scheint, daß eine verschlechterte Wirtschaftslage und unzulängliche staatliche Programme eindeutig ein Faktor sind, aber neue Erkenntnisse lassen vermuten, daß ihre Bedeutung überschätzt werden kann. Der Wertewandel und das schwindende Engagement für Ehe, Familie und Kinder erklären viel mehr, als Liberale ursprünglich angenommen hatten. Zum Beispiel zeigen Fuchs und Reklis in einem 1992 veröffentlichten Artikel in der renommierten Zeitschrift *Science*, daß die Beeinträchtigung des physischen und emotionalen Wohlbefindens der Kinder in den USA bereits in den 70er Jahren einsetzte, als es weniger Kinderelend, höhere Familieneinkommen und mehr staatliche Förderung für Kinder gab als je zuvor. Fuchs und Reklis folgern:

«Wahrscheinlich haben sowohl kulturelle als auch materielle Veränderungen zu den Problemen amerikanischer Kinder beigetragen; aber im Laufe der Zeit variiert jedoch die Tragweite der verschiedenen Erklärungen. Zwischen 1960 und 1970 können der Leistungsabfall, die Verdoppelung der jugendlichen Mord- und Selbstmordrate und eine fünfzigprozentige Zunahme unehelich geborener Kinder nicht der wirtschaftlichen Not zur Last gelegt

werden. In diesem Jahrzehnt stiegen der staatlich unterstützte Erwerb von Gütern und Dienstleistungen für Kinder wie auch das reale Haushaltseinkommen pro Kind rapide an, während gleichzeitig die Zahl der Kinder unter der Armutsgrenze stark zurückging. Daher müssen wir für die aufkommenden Probleme jener Zeit die Erklärungen im kulturellen Bereich suchen.»²

Fuchs und Reklis weisen darauf hin, daß sich in den 80er Jahren die wirtschaftliche Lage für Familien und Kinder in den USA tatsächlich verschlechterte. Aber ihre Interpretation lautet in etwa wie folgt: Die schlechtere Wirtschaftslage bewirkte einen weiteren Verfall der emotionalen und physischen Gesundheit der Kinder - ein Verfall, der zunächst durch die Verlagerung im kulturellen Bereich der vorangegangenen 70er Jahre verursacht wurde. Unter dieser Verlagerung verstehen sie den wachsenden Individualismus, die Karriere-sucht und die zunehmende Tendenz, Interessenkonflikte zwischen Erwachsenen und Kindern zugunsten der Interessen der Erwachsenen zu lösen.

Eine meßbare Größe für diese kulturelle Verschiebung war das geringere Maß an Zeit, das Erwachsene ihren Kindern widmeten. Während der 70er Jahre fiel die Geburtenrate. Demzufolge gab es mehr Erwachsene, die sich um weniger Kinder kümmern konnten. Es hätte also mehr Zeit für Kinder zur Verfügung stehen sollen. Aber laut einer Studie, die 1985 von einem Soziologen an der Universität von Maryland durchgeführt wurde, verbrachten Eltern lediglich siebzehn Stunden pro Woche mit ihren Kindern, im Vergleich zu dreißig Stunden im Jahr 1965. Einem kürzlich erschienenen Bericht zufolge ist es wahrscheinlicher, daß Angehörige des Mittelstandes und oberen Mittelstandes am Stadtrand - anders als die Armen in der Innenstadt - ihre Kinder allein und unbeaufsichtigt lassen. Ein neuerer Bericht des *Census Bureau* besagt, daß «die Kinder, die am ehesten unbeaufsichtigt gelassen werden, in Vororten wohnen, wo im Gegensatz zu 6,8% in den Städten und 5,3% in ländlichen Gebieten die Rate 9,3% betrug». Laut einer Nachrichtensendung «ließen eher Gutverdienende und Gebildete ihre Kinder unbeaufsichtigt». Demnach hängt

die kürzere Zeit, die Kindern gewidmet wird, nicht allein von wirtschaftlicher Not ab.

Die rein wirtschaftliche Erklärung für den Zerfall der Familie wurde von meinen Kollegen an der Universität von Chicago, Mark Testa und William Julius Wilson, weiter relativiert. Das von Wilson 1987 veröffentlichte Buch mit dem Titel *The Truly Disadvantaged* vertrat die These, daß die Probleme der armen Familien in den Innenstädten auf den Auszug der Industrie und der Arbeitsstellen aus der Stadtmitte zurückzuführen sind³. Die Mehrheitlich schwarzen Männer der Innenstadt konnten keine Familien gründen, weil sie es sich nicht leisten konnten, sie zu unterhalten; daher rührt die explosive Zunahme unehelicher Kinder und fehlender Väter. Zweifelsohne stimmt Wilsons These im großen und ganzen, sie wird jedoch zur Zeit überarbeitet. Sein Kollege Mark Testa fand heraus, daß sich die Wertvorstellungen der Schwarzen seit den 40er Jahren gewandelt haben und somit Veränderungen in der gesamten Gesellschaft widerspiegeln. Selbst wenn Schwarze Arbeit finden und in den Mittelstand aufsteigen, sind sie wenig geneigt zu heiraten, nicht einmal die Frauen, die ihre Kinder zur Welt bringen⁴. Wilsons nächstes Buch soll die Bedeutung sowohl der kulturellen Werte als auch der Wirtschaftslage hervorheben und den Einfluß kulturschaffender Institutionen wie der innerstädtischen Kirchen bei der Erneuerung der Wertvorstellung Schwarzer untersuchen. In der Umgebung der Universität von Chicago, an der ich unterrichte, kann niemand die Kirchen der Schwarzen besuchen, ohne zu erfahren, daß genau dieses Bemühen, die schwarze Familie wiederherzustellen, indem die Wertvorstellungen der Männer neu geordnet werden, ein Hauptanliegen dieser Kirchen ist⁵.

Diese wachsende Anerkennung der Bedeutung von Stabilität und Struktur der Familie spiegelt sich in einem Vortrag wider, den der Moralphilosoph und politische Berater William Galston hielt. Galston, der früher *Deputy Assistant on Domestic Affairs* des Präsidenten Clinton war, vertritt den Standpunkt, daß das Wohl der Kinder stärker durch die Familienstruktur als durch die Rassenzugehörigkeit beeinflußt wird. Seine Lieblingsstatistik

stammt aus dem Bericht der Casey Stiftung, *Kids Count*. Die Wahrscheinlichkeit, in Armut zu leben, war für Kinder alleinerziehender, jugendlicher Mütter zehnmal größer als für Kinder junger verheirateter Paare, die die Schule abgeschlossen hatten und bis zum zwanzigsten Lebensjahr warteten, um ihr erstes Kind zu bekommen. Darüber hinaus zitiert Galston Statistiken des *Census Bureau*, die besagen, daß «es für Kinder weißer, alleinerziehender Eltern zweieinhalbmal wahrscheinlicher ist, in Armut zu leben, als für Kinder aus schwarzen Familien mit beiden Eltern»⁶.

Solche Berichte erklären, warum der Leitartikel, den Charles Murray im Oktober 1993 für das *Wall Street Journal* verfaßte, solch positives Echo erfuhr, selbst unter Neo-Liberalen, die nicht mit allem, was er schreibt, einverstanden sind⁷. In dem Artikel behauptete Murray, ein Mitglied des *American Enterprise Institute* und Verfasser des im Jahre 1984 erschienenen Buches *Losing Ground*⁸, daß sich der Trend zu außerehelichen Geburten, die in der schwarzen Bevölkerung der USA zur Zeit bei 68% liegen, auf die weiße Bevölkerung ausdehnt und vermuten läßt, daß eine neue weiße Unterschicht im Entstehen begriffen ist. Die außereheliche Geburtenrate in der weißen Bevölkerung liegt gegenwärtig bei 22%; das ist genau die Rate innerhalb der schwarzen Bevölkerung der frühen 60er Jahre, als die Rate in der weißen Bevölkerung lediglich 5% betrug. Murray schrieb, daß sich die Haltung der Gesellschaft gegenüber der Familienstruktur und den außerehelichen Geburten rapide verändere und heute wesentlich lascher als je zuvor sei, selbst bei Weißen, die eine Arbeitsstelle haben und dem Mittelstand angehören. Dieser Wertewandel hat zur Folge, daß die Zahl der außerehelichen Kinder in der weißen Bevölkerung möglicherweise sprunghaft ansteigen wird und daß der Lebensstandard in Familien Alleinerziehender, die sich in diesem wachsenden Trend verfangen, möglicherweise drastisch sinken wird. Murray würde, wie allseits bekannt ist, diesen Trend dadurch korrigieren, daß er Müttern, die außerhalb der Ehe Kinder gebären, sämtliche staatliche Unterstützung oder Beihilfe wegnähme. Das wäre eine Roßkur, die wohl gar nichts kurieren würde. Neu ist in den USA hingegen, daß

viele Liberale, denen die soziale Gerechtigkeit und die Bedürfnisse armer Frauen und Kinder zutiefst am Herzen liegen, jetzt bereit sind, Murrays Diagnose ernster zu nehmen, selbst wenn sie seine Lösungen ablehnen.

Diese Erkenntnisse haben die liberale politische Kultur Amerikas dazu gebracht, die Theorien der Soziologen wie Jesse Barnard oder des Carnegie-Berichtes von 1977 abzulehnen, die besagten, daß eine Vielfalt von Familienstrukturen unausweichlich, aber harmlos sei und daß die Auswirkungen der auseinanderfallenden Familien nicht unbedingt schwerwiegend sein müßten. So ist es nicht überraschend, daß 1991 im Bericht der überparteilichen *National Commission on Children* unter dem Vorsitz von Senator John Rockefeller folgendes stand:

«Kinder gedeihen am besten, wenn sie das persönliche Engagement und die materielle Unterstützung von Vater und Mutter genießen und wenn beide Eltern ihrer Verpflichtung zur liebevollen Fürsorge nachkommen ... Steigende Scheidungsraten, die wachsende Zahl außerehelicher Kinder und fehlender Eltern sind nicht lediglich Ausdruck alternativer Lebensstile, sondern Verhaltensmuster von Erwachsenen, die für die Kinder ein erhöhtes Risiko an schlechter Folgen mit sich bringen.»⁹ Ein neuerer Bericht, der Präsident Bush unter dem Titel *Families First* vorgelegt wurde, kam zu ähnlichen Schlußfolgerungen, die sogar noch drastischer formuliert waren. In dem Bericht wird behauptet, daß «der Trend zur Auflösung der Familie die Triebfeder für die dringlichsten Sozialprobleme des Landes sei: Kriminalität, schulisches Versagen, zunehmende psychische Probleme, Drogenmißbrauch und Armut. Diese wiederum begünstigen eine weitere Auflösung der Familie»¹⁰.

Die Rolle der Religion in der Debatte über die Familie in den USA

Wo stehen die religiösen Institutionen der USA bei diesem neuen Interesse an Moral und Wertvorstellungen in der Diskussion über die Familie? Die Antwort darauf lautet in etwa wie folgt. Die meisten Hauptkonfes-

sionen der evangelischen Kirche sind in konservative und progressive Flügel gespalten. Die Führung dieser Konfessionen neigt dazu, liberal im alten Stil zu sein, und tut sich im großen und ganzen schwer, die gegenwärtigen Ausmaße der Familienkrise in den USA zu erfassen. Wenn sie dann doch die Familienprobleme anspricht, neigt sie dazu, Äußerungen zur sozialen Gerechtigkeit mit Wirtschaftsanalysen der Gründe für das immer stärker bedrohte Wohl von Kindern und Müttern zu verbinden. Diese Konfessionen haben nicht allzuviel dazu zu sagen, wie die Kirchen helfen könnten, die Werte wiederherzustellen, die ein postindustrielles, gleichberechtigtes Mutter-Vater-Team tragen, das sich der vollen Entfaltung der Kinder widmet. Die Führung der evangelischen Hauptkonfessionen übernimmt mehrheitlich die Analyse des älteren Liberalismus und scheint die Wende nicht vollzogen zu haben, die sich in den neuen Dialogen zwischen Neo-Liberalen und Neo-Konservativen auf dem Gebiet der politischen Kultur abgezeichnet hat.

Evangelikale wie auch evangelische Fundamentalisten haben Familienprobleme immer schon unter dem Aspekt des Werteschwundes gesehen. Ihre Einstellung ändert sich jedoch allmählich, da sich sowohl die religiösen als auch die politischen Neo-Konservativen bemühen, neue Formen der staatlichen und wirtschaftlichen Unterstützung für die Familie zu finden. Die katholische Kirche in den USA beschreitet einen Mittelweg. Wenn sie Familienprobleme aus dem Blickwinkel der Aufgaben der betenden und verkündenden Kirche betrachtet, dann geht es ihr darum, bei den Gläubigen die Familienethik der katholischen Kirche durchzusetzen. Die katholische Kirche wehrt sich gegen die Einmischung des Staates in Fragen der Geburtenkontrolle und Sexualerziehung, aber sie bejaht im allgemeinen ein liberal bis neo-liberal ausgerichtetes Programm der Sozialhilfe und Steuererleichterungen für Familien.

Eine bemerkenswerte Umkehr der gegenwärtigen Bündnisse läßt sich an der Tatsache ablesen, daß sich Neo-Liberale in der Politik eher an Evangelikale und Katholiken als an liberale Protestanten wenden, wenn sie nach religiösen Verbündeten Ausschau halten. Die

neuen Neo-Liberalen tun dies vor allem deshalb, weil sie wollen, daß die Kirche Kirche bleibt. Damit meine ich, daß für sie religiöse Gemeinschaften Orte sein sollen, wo ein überzeugendes Familienethos, das sich auf seine Erzählungen, Rituale und institutionellen Formen stützt, verkündet und bei der religiösen Sozialisierung ihrer Mitglieder in die Praxis umgesetzt wird. Das wurde in einer Rede Galstons vom Dezember 1993 deutlich, in der er sich mit der Entwicklung der Familienpolitik unter Clinton befaßte. Nachdem er ein ganzes Bündel wirtschaftlicher und sozialer Initiativen der Regierung Clintons zusammengetragen hatte, die darauf abzielten, Familien zu helfen, fügte er hinzu, daß die Regierung «diese Aufgabe in Zusammenarbeit mit den vielleicht wichtigsten Institutionen der amerikanischen Gesellschaft, nämlich den religiösen Institutionen, in Angriff nehmen muß. Wir können nicht so tun, als ob eine Regierung diese Aufgabe erledigen könnte ..., wenn wir nicht lernen, umfassender und effektiver mit religiösen Institutionen zusammenzuarbeiten»¹¹. Galston beschrieb dieses neue Bündnis zwischen Regierung und religiösen Institutionen zur Unterstützung der Familie als «weitestreichende Übereinkunft» zwischen Staat und Kirche.

Galston ist ein angesehener Moralphilosoph, der damals von der Universität von Maryland für das Weiße Haus freigestellt war. In seinem Buch *Liberal Purposes* aus dem Jahr 1991 skizziert er höchst eindringlich die Rolle der Religion bei der Schaffung kultureller und moralischer Vorbedingungen für einen gerechten und demokratischen Staat¹². Im Gegensatz zum Modell des rechtsstaatlichen Liberalismus, der die Vorstellungen von Demokratie in der neueren liberalen Theorie beherrscht, entwickelt Galston ein Modell, das auf der aristotelischen Demokratie beruht. Seine aristotelische Demokratie geht davon aus, daß Bürger und Bürgerinnen in hohem Maße moralische Tugend und Charakterstärke besitzen müssen. Seine aristotelische Theorie von Demokratie erstrebt eine Demokratie, die durch Qualität, Kultur, Unterscheidungsvermögen und Tradition gekennzeichnet ist. Sie ist keine minimale, gesetzlich verordnete Demokratie, die nur darauf abzielt, einen klar umrisse-

nen Mindeststandard an Gerechtigkeit durchzusetzen, ohne sich darum zu kümmern, die Maßstäbe für Charakter, Tugend und demokratischen Bürgersinn zu maximieren. Galston ist davon überzeugt, daß eine gerechte Demokratie tugendhafte Bürger und Bürgerinnen erfordert. Solche Bürgerinnen und Bürger fühlen sich per definitionem zu familiärer Verantwortung und Sorge für die Kinder verpflichtet. Und umgekehrt erfordert die Erziehung zu tugendhaften Bürgerinnen und Bürgern starke Familien. Schließlich glaubt Galston auch, daß Religion für die Schaffung der ethischen Normen, der Motivationen und der mächtigen, sozialisierenden Institutionen wesentlich ist, die erforderlich sind, um starke Familien und gute Bürger und Bürgerinnen zu prägen. Galston und andere Neo-Liberale wollen, daß sich Kirchen für produktive und gerechte staatliche Programme für die Familie interessieren. Aber sie wollen auch, daß die Kirchen ihre eigene moralische Vorstellung von der Familie klären und implementieren. Dies ist der ganz spezielle Beitrag, den die Kirchen im Gesamtrahmen des Gemeinwohls leisten.

Das Christentum und die Familie

Neuere Forschungen zur Entwicklung der Familie im Westen deuten darauf hin, daß das Christentum eine große und weithin wirksame Rolle hatte. Die Kirchen leisteten einen entscheidenden Beitrag zur Entwicklung starker Familien im Westen. Auch in der Zukunft haben sie eine wichtige Rolle zu spielen. Obwohl das Christentum in die patriarchalischen Strukturen der griechisch-römischen Welt des Altertums verstrickt war, bewirkte es sichtbare Veränderungen für die Stellung der Frau und das Wohl der Kinder. Auf diese Weise legte das frühe Christentum den Grundstein für die Entstehung der partnerschaftlichen Familie, die für demokratische, postindustrielle Gesellschaften so wichtig ist. Die Exegetin Elisabeth Schüssler Fiorenza, die in Harvard lehrt, hat gezeigt, wie die vorpaulinische Kirche eine neue Nachfolgegemeinschaft von gleichgestellten Männern und Frauen entwickelte, die sich deutlich von den Beziehungen zwischen

Mann und Frau unterschied, die vom Ehren- und Schamkodex des römischen Hellenismus beherrscht wurden¹³. Die Stellen im 5. Kapitel des Epheserbriefes, die die Beziehung des Ehemannes zu seiner Familie mit dem Opferverhältnis Christi zu seiner Kirche gleichsetzen, werden heute so verstanden, daß sie die typischen Merkmale der griechisch-römischen Familie sprengen – die Betonung der männlichen Herrschaft, die Doppelmoral und die Verbannung der Frau in den privaten Bereich. Die frühchristliche Hauskirche mit ihrer Betonung der Gleichberechtigung und Führungsrolle von Frauen wurde zum Modell für die christliche Hausgemeinschaft und hat die Familie buchstäblich in die egalitären Verhaltensmuster der frühchristlichen Ekklesia eingepaßt¹⁴.

In seinem Buch *Development of Family and Marriage in Europe* (1983) schreibt Jack Goody, daß die östliche Familienstruktur mit ihren mächtigen, von Männern beherrschten Sippen und Geschlechtern, die als Regierungen wie auch Verwandtschaftssysteme dienten, zu verkümmern schien, wo immer sich das Christentum ausbreitete¹⁵. Robert Shaffern behauptet, daß die Bevorzugung der Monogamie, die sich im frühen Christentum wie auch im römischen Recht findet, die Familienstrukturen in Deutschland und Irland veränderte, wo eine Vielzahl von Strukturen vorhanden war¹⁶. In vorchristlichen irischen und deutschen Wohngebieten war die Polygynie eine ganz beliebte Familienstruktur. Sie lockte die Frauen in die reicheren Haushalte und verdammt umherziehende Räuberbanden, die in etwa mit den männlichen Banden moderner Städte vergleichbar sind, dazu, in Wäldern zu leben, Eigentum zu zerstören, zu stehlen und Frauen zu entführen und zu vergewaltigen. Der Historiker David Herlihy behauptet, daß, wo immer sich die christliche Moral ausbreitete, die sich auf Überbleibsel des römischen Familienrechts stützte, die Zahl der monogamen Familien zunahm, arme Männer Ehefrauen fanden und Väter die Verantwortung für ihre Kinder übernahmen¹⁷. Das katholische Kirchenrecht kodifizierte diese Entwicklung. James Q. Wilson vertritt den Standpunkt, daß das Kirchenrecht durch seine starke Betonung des beiderseitigen Einvernehmens von Mann

und Frau als eine der Bedingungen für eine gültige Ehe möglicherweise den Boden für die aufkommende Vorstellung von allgemeinen Bürgerrechten bereitete, die für die Theorien moderner liberaler Gesellschaften so wichtig sind¹⁸.

Thomas von Aquin hat vielleicht die triftigsten theoretischen Gründe für die entstehende Familientheorie des Westens geliefert. In bemerkenswerter Übereinstimmung mit den modernen Evolutionstheorien der Biologie war Thomas der Ansicht, daß Ehe und Familie den Bedürfnissen der in hohem Maße abhängigen Säuglinge nach zuverlässiger elterlicher Sorge entgegenkämen, indem sie die Männer in die Erziehung ihrer Kinder miteinbezögen. Ihm war bewußt, daß Männer im Reich der Säugetiere nahezu einzigartig sind, weil sie sich bei der Aufzucht ihrer Kinder aktiv beteiligen. Er lieferte auch überzeugende Argumente für das, was Väter ihren Kindern mitgeben. Obgleich Thomas erkannte, daß die Polygynie dem Vater zahlreichen Nachwuchs ermöglichte, lehnte er sie als Knechtschaft für Frauen ab, da sie es verhindere, daß sich die Ehe zu einer echten Freundschaft zwischen Mann und Frau entwickeln könne¹⁹. Wenn Thomas' sakramentale Sicht der Ehe im Zusammenhang gesehen wird, muß sie als Argument für die Notwendigkeit eines lebenslangen Engagements der Männer für ihre Familie und insbesondere für ihre Kinder betrachtet werden. Er selbst stellte diese Notwendigkeit als eine Art Gegenmittel der archaischen Tendenz männlicher Säugetiere gegenüber, die heute im Detail von Humanökologen beschrieben wird, zu zeugen, ohne sich jedoch für ihren Nachwuchs einzusetzen²⁰. Das katholische Eheverständnis muß als kompliziertes und vielschichtiges Bemühen gesehen werden, diese uralte männliche Fortpflanzungsstrategie zu domestizieren und neu zu formen.

Einige Historiker gehen sogar so weit zu behaupten, daß die Betonung der intakten, partnerschaftlichen Familie, der das Christentum in Westeuropa zum Durchbruch verhalf, möglicherweise zur Entstehung des Kapitalismus und der Moderne beigetragen habe²¹. Sie sind der Ansicht, daß diese Familienstruktur die stark sozialisierenden Prozesse (Prozesse, die auf den tiefen Zuneigungen zwischen Kindern und Eltern beruhen) förderte, die notwendig sind, um disziplinierte, fleißige, vernünftige Kapitalisten und Demokraten zu erziehen. Wir brauchen diese provozierende Behauptung nicht auf ihren Wahrheitsgehalt zu untersuchen, um eine bescheidenere in Erwägung zu ziehen – nämlich, daß das Christentum entscheidend zur Entwicklung der partnerschaftlichen Familie beigetragen hat und daß diese Familie zu den liberaldemokratischen und liberalwirtschaftlichen Institutionen produktiv gepaßt hat. Deshalb sollten sich Christen und Christinnen ihrer ständigen Verantwortung bewußt sein, die Familienethik und die Werte, die ihre Ausformung und Erhaltung bestimmen, zu untersuchen und zu diskutieren.

In der großen Debatte über die Zukunft der Familie, die zur Zeit die meisten westlichen Demokratien durchzieht, dürfen die Kirchen nicht alles auf eine Karte setzen. Das heißt, sie müssen zwei ausgewogene Strategien verfolgen – eine, die sich auf die Werte bezieht, die das Familienleben bestimmen sollten, und eine zweite, die sich auf gerechte Sozial- und Wirtschaftspolitik bezieht, die die Familie bei ihrer Aufgabe unterstützt, Kinder aufzuziehen. Wenn sich die Kirchen über ihre Theorie der Familienethik nicht im klaren sind, werden sie keine Linie in Fragen der Sozialpolitik finden. Und um dies zu schaffen, müssen sie ihr Erbe und ihren Beitrag zur Familienbildung in der Vergangenheit kritisch hinterfragen.

¹ Hingewiesen sei hier auf die von unserem Sprachgebrauch abweichende Bedeutung der Begriffe «liberal» bzw. «neo-liberal» im US-amerikanischen Kontext. Dort bezeichnet «liberal» eine politische Tendenz, die sich gegen die traditionellen konservativen Wertvorstellungen wendet. Es geht also um einen Werteliberalismus.

Ökonomisch und sozialpolitisch vertritt diese Tendenz einen sozialreformerischen Standpunkt. Ebenso hat im Zusammenhang dieses Beitrages «neo-liberal» nichts zu tun mit dem ökonomischen Neoliberalismus der «Chicagoer Schule» (M. Friedman, A. Hayek u.a.), der ja gerade von den Konservativen vertreten wird. Zur Verdeutli-

chung haben wir deshalb die Schreibweise mit Bindestrich gewählt. (Anm. d. Red.)

² V. Fuchs/D. Reklis, *America's Children: Economic Perspectives and Policy Options*, in: *Science* 255 (Jan. 1992) 45.

³ W.J. Wilson, *The Truly Disadvantaged: The Inner City, the Underclass and Public Policy* (Chicago 1987).

⁴ M. Testa, *Male Joblessness, Nonmarital Parenthood, and Marriage* (Referat für die Chicago Urban Poverty and Family Life Conference, September 1991).

⁵ Für eine Beschreibung des pastoralen Dienstes an der Familie in einer großen, schwarzen, pfingstbewegten Kirche im Süden von Chicago vgl. D. Browning, *A Fundamental Practical Theology* (Minneapolis, Minnesota 1991) 278-291.

⁶ W. Galston, *Beyond the Murphy Brown Debate: Ideas for Family Policy*, Institute for American Values Family Policy Symposium (New York City, 10. Dezember 1993) 4.

⁷ Ch. Murray, *The Coming White Underclass*, in: *The Wall Street Journal* v. 29. Oktober 1993.

⁸ Ch. Murray, *Losing Ground: American Social Policy 1950-1980* (New York 1984).

⁹ *Beyond Rhetoric: A New American Agenda for Children and Families* (Washington, D.C. 1991) XIX.

¹⁰ *Families First: Report of the National Commission on America's Urban Families* (Washington, D.C. 1993) 9.

¹¹ Galston, *Beyond the Murphy Brown Debate*, aaO. 14.

¹² W. Galston, *Liberal Purposes* (Cambridge 1990).

¹³ E. Schüssler Fiorenza, *Zu ihrem Gedächtnis. Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge* (München/Mainz 1988) 189-204.

¹⁴ St. Barton, *Paul's Sense of Place: An Anthropological Approach to Community Formation in Corinth*, in: *New Testament Studies* 32 (1986) 225-246.

¹⁵ J. Goody, *Development of Family and Marriage in Europe* (Cambridge 1983).

¹⁶ R. Shaffern, *Christianity and the Rise of the Nuclear Family*, in: *America* (7. Mai 1994) 13-15.

¹⁷ D. Herlihy, *Medieval Households* (Cambridge 1985).

¹⁸ J.Q. Wilson, *Das moralische Empfinden. Warum die Natur des Menschen besser ist als ihr Ruf* (Hamburg 1994) 327.

¹⁹ Thomas von Aquin, *Summa contra Gentiles III*, Kap. 124.

²⁰ AaO., Kap. 122.

²¹ P. Laslett, *Family Life and Illicit Love in Earlier Generations* (Cambridge 1977).

Aus dem Englischen übersetzt von Martha M. Matesich

DON S. BROWNING

Neueste Veröffentlichungen: *Religious Thought and the Modern Psychologies* (Minneapolis, Minnesota 1987); *A Fundamental Practical Theology* (Minneapolis, Minnesota 1991). Er ist auch der Hauptforscher des Projektes *Religion, Culture, and Family*, das die Lilly Endowment, Inc. fördert. Innerhalb dieses Projektes wird eine zwölfbändige Reihe über verschiedene Aspekte der Familie in der amerikanischen Gesellschaft in den Jahren 1996-1997 erscheinen. Anschrift: The University of Chicago, The Divinity School, 1025 East 58th Street, Chicago, Ill. 60637, USA.